

Dieter Lattmann

Fernwanderweg

Roman



Dies ist ein Text aus der Online-Bibliothek des
ZENIT Verlags.

Auch im Internet gilt das Urheberrecht.

Die Verwendung der Texte aus der Online-Bibliothek des ZENIT Verlags ist ausschließlich zum privaten Gebrauch gestattet.

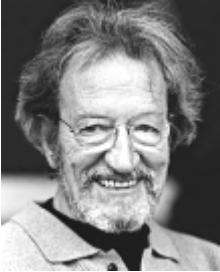
Die Daten bzw. Texte dürfen nur an persönliche Bekannte und nur unverändert weitergegeben werden; die Hinweise auf ihre Herkunft und auf das Copyright dürfen nicht entfernt werden. Sie dürfen in keiner Form, auch nicht in Teilen, öffentlich dargestellt oder verbreitet werden.

Alle Rechte bleiben beim Verlag bzw. beim Urheber.

Eine Verwendung oder Weitergabe durch Vereine, Organisationen oder Firmen ist unter keinen Umständen gestattet. Dies gilt auch dann, wenn es sich um gemeinnützige Vereine oder caritative Organisationen handelt; es gilt auch dann, wenn die Weitergabe unentgeltlich erfolgt.

Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß der Verlag eine missbräuchliche Verwendung der Texte nicht dulden kann.

www.zenit-verlag.de



Dieter Lattmann

geboren 1926 in Potsdam, lebt als freier Schriftsteller in München. Mitbegründer und Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller 1969–1974, Mitglied des Bundestags 1972–1980, im Präsidium des Goethe-Instituts 1977–1985.

Mit seinen Romanen hat er sich vorwiegend zu Themen aus der jüngsten deutschen Geschichte einen Namen gemacht.

Lieferbare Bücher: die Romane *Jonas vor Potsdam* und *Die Brüder*, ferner *Deutsch-deutsche Brennpunkte – ein Schriftsteller in der Politik*, für Schulen: *Kennen Sie Brecht?*

Inhalt

1. Notaufnahme Inneres	7
2. Der Affenbrotbaum	21
3. Die Spanische Wand	43
4. Mos Kleider	66
5. Besuche am Bett	85
6. Der Kini	108
7. Im Wertach-Haus	124
8. Das Gerüst der baumelnden Schuhe	139
9. Der vierte Stock	163
10. Dealer vorm Zaun	190
11. Freunde seit Burgess Hill	212
12. Drachenflieger	241
13. Arne aus Amrum	259
14. Fernwanderweg	281
Nachbemerkung	309

1.

Notaufnahme Inneres

In einer Novembernacht gegen zwei Uhr, als dem Nachtdienst die Augen schwer wurden, schoben Helfer einen jungen Mann in die Notaufnahme der Inneren Medizin. Er lag bewusstlos auf dem Rollwagen. Die Besatzung des Sankas hatte ihn auf den Anruf hin aus dem Bierlokal ‚Kini‘ geholt. Da war er vom Barschemel gefallen und nicht mehr aufgestanden. Unterwegs hatte der Notarzt die Nadel gelegt und ihn mit einer Kochsalzlösung und Sauerstoff versorgt. Draußen stach der Regen mit Eiskörnern gegen die Laternen. Es war eine jener Nächte, in denen verloren wirken, die kein Zuhause haben.

Der Ohnmächtige roch nach Schnaps, Tabakrauch und Erbrochenem. Die Ärztin im Praktikum, die ihn gemeinsam mit einer Schwester untersuchte, stellte eine akute Vergiftung durch Alkohol fest, wohl auch Tabletten. Als sie den Bauch abfühlte, ging ein Ziehen über sein Gesicht. Die deutlich vergrößerte Fettleber konnte sie drei Querfinger breit unter dem Rippenbogen ertasten, prall und stumpfrandig. Der junge Mann trug Jeans und Stoffschuhe. Er hatte eine Windjacke, einen Pullover und ein kariertes Baumwollhemd angehabt. In einer seiner Taschen hatten sie einen Ausweis gefunden. Danach hieß er Radji Osberg und war vor neunundzwanzig Jahren in Delhi geboren.

Es stand schlecht um ihn. Auf seinen Lippen trocknete ein Rest von Erbrochenem, körnig wie Kaffeesatz. Die angehende Ärztin schloss auf eine chronische Entzündung der Magenschleimhaut, und weil der Patient nur flach und unregelmäßig atmete, rief sie den Internisten von nebenan. Der untersuchte ihn noch einmal. Er telefonierte und ließ ihn auf eine Intensivstation verlegen.

„Der Fahrer kommt gleich. Lassen Sie ihn bis dahin nicht aus den Augen. Ich erkläre Ihnen das später.“ Er ging wieder zu dem Patienten, den er zu versorgen hatte.

Vor kurzem war Karo noch Studentin gewesen. Alle nannten sie Karo. Auf dem Schichtplan war eingetragen: Karoline Raupach. Der junge Mann mit dem entblößten Oberkörper war bleich und erschien ihr wächsern. Sie musste an ihre erste Übung in Anatomie denken, und sie sah den Eingelieferten vor sich mit seinen kräftigen Schultern. Er hatte wenig auf den Rippen und sah nach körperlicher Arbeit aus. Als sie ihm die Backe klopfte, kam ein Knurren aus seinem Inneren. Das Gesicht war hohlwangig mit umschatteten Augen und von einem Wochenbart umrahmt, über der Stirn Nester von Wirbeln.

„Wir bekommen sie erst, wenn sie umgekippt sind“, sagte Schwester Vera, während sie ihm Blut aus einer Armvene entnahm. „Der könnte anders, wenn er wollte. Sieht man ihm doch an.“ Sie war die Älteste auf der Station, unverkennbar durch ihre goldrot gefärbten Haare und die Goldzähne. Schwester Vera wusste mehr von Krankheiten als alle jungen Ärzte zusammen. Sie hatte ihre eigene Methode entwickelt, Merkmale früh zu entdecken, und damit verblüffte sie manchmal auch erfahrene Ärzte. Offenbar erkannte sie innere Krankheiten an äußeren Erscheinungen. An einer Färbung, der Haltung eines Körpers, an den Augen und vielleicht der Sprechweise unter Schmerzen. „Das sieht man doch“ war bei ihr ein geflügeltes Wort. Selbst Herkunft und Charakterzüge beurteilte sie auf diese Weise. Und

wenn sie ihre Redensart einmal vergaß, fügten junge Schwestern sie hinzu. Karo hielt sich an Schwester Vera, sie wollte von ihr lernen. Im Augenblick beobachtete sie, wie der Herzschlag des Patienten auf dem Monitor in Zackschrift von einer Seite auf die andere lief.

„Er kommt aus einem stabilen Stall“, hörte sie ihre Helferin sagen. Da nichts folgte, ergänzte Karo: „Das sieht man doch.“ Schwester Vera schenkte ihr einen Blick, der sich bestätigt fühlte.

Zu was für Menschen mochte Radji Osberg gehören? Der Name kam im Telefonbuch nicht vor. Nirgends fand sich ein Hinweis, wen sie benachrichtigen müssten. Da liegt er, dachte Karo, und auch die mehr verstehen als ich, wissen noch nicht im Einzelnen, was mit ihm ist. Wenn ich bloß keinen Fehler mache! Sie stellte sich vor, was sie alles nicht wusste. Manchmal machte ihr das Angst, und sie fragte sich, ob sie den Druck aushalten werde, wenn sie eines Tages auf einer Station wie dieser verantwortlich wäre.

Hier in diesem Raum hatte sie gleich zu Anfang ihre medizinische Äquatortaufe erhalten – Seemannsgarn ihres Vaters gab ihr diesen Ausdruck ein. Sie hatte wie jetzt an einem Behandlungstisch gestanden und einen Alkoholiker untersucht, allerdings war der bei Bewusstsein gewesen. Plötzlich richtete er sich auf und erbrach Blut, und der Schwall traf sie voll. Eine Schwester hatte ihr ein Handtuch zugeworfen, zu spät. Der Patient fiel zurück. Karo hatte sich im Spiegel betrachtet, schmal, mit erschrockenen Augen, Spuren bis ins Haar und Gesicht, es tropfte an ihr herab. Sie wusch sich ab und wechselte den Kittel.

Eines Menschen Blut. Was hatte sie nicht alles darüber gelernt! Nur nicht, dass es über sie herfiel. Blut, das über Krankheitserreger Auskunft gab. Vieles hatte man ihr beigebracht, was Technik daraus ablesen konnte. Sie hatte sich an den wunder-

baren Gebilden unter dem Mikroskop nicht satt sehen können. Myriaden Partikel, rot, rosa, gelblich, lila, undurchsichtig oder klar. Alles ließ sich dem wässrigen Gewebe entnehmen, was von gesunden und kranken Körpern messbar und zu ergründen war. Es war etwas anderes, das Blut eines fremden Menschen an sich kleben zu spüren.

Karo setzte sich in den Schaukelstuhl aus Bugholz, der an mehreren Querstreben mit Pflasterstreifen umwickelt war. Niemand wusste, wer dies Möbelstück hier hereingestellt hatte, ein Überbleibsel aus lange vergangener Zeit. Sie blickte über die Regale voller Flaschen, Büchsen und Packungen. Von nebenan hörte sie, wie der Internist mit einer Patientin sprach. Karo nahm sich Mineralwasser aus der Trage und las auf dem Etikett: leicht wie Mozarts Musik. Sie hörte, wie das Faxgerät knarzte, es stand am Seitenausgang zum Personalfur. Dort observierte ein weiterer Bildschirm den Gang. Sie roch die Ausdünstungen, die neu aufgenommene Patienten in dieser Schleuse hinterlassen hatten, vermischt mit Spuren von Desinfektion, dem leise vibrierenden Atem elektronischer Apparate und der stumpfen Wärme klinischer Sterilität.

Von Wänden und Gängen abgedämpft, drang ein Nachhall des Festes herüber, mit dem die Chirurgen die Einweihung ihres neuen Operationssaals gefeiert hatten. Die alte Chirurgie verschwand, und die neue hatte sich tagelang mit dem Geklirr von Metall, Glas in Kisten und dem Geschiebe wuchtiger Verkleidungen angekündigt. Auf ihrem Herweg zum Nachtdienst hatte sie kurz hineingeschaut. In einer Wolke aus Zigarettenqualm, Laborgeruch, Fassbierdunst und Körperhitze hatte die Party vor ihr gewogt. Inzwischen war die Band verstummt. Aus einem Radio schmuste Musik. Verträumte Paare mochten sich wohl nicht von der ausgeräumten Fläche des alten OP trennen. In wenigen Tagen würde da die Abrissbirne zuschlagen.

Karo fühlte sich in dem alten Gebäude eingeschlossen, als säße sie im Bauch eines Ozeanriesen. Der Koloss hatte an der Schwärze draußen angelegt. In den Räumen unter Deck atmeten Besatzung und Passagiere schlafend oder wachend, zudeckt mit milchigem Licht. Noch ließ die Stunde der Frühlingschicht auf sich warten.

Hier auf der Station saßen mittlerweile die Schwestern mit dem Zivi im Aufenthaltsraum, verzehrten Mitgebrachtes und tranken Kaffee. Sie redeten, lachten, blättern in Modeheften. Wie immer in den Nächten zum Samstag waren viele Hilfsbedürftige eingeliefert worden oder auf eigenen Füßen angekommen. Anfangs hauptsächlich Frauen, nach Mitternacht nahm die Anzahl der Männer zu. Wenn der Freitag sich neigte, waren die im Alkohol Versackten fällig.

Karo ließ sich nicht überreden, „Vergiftung“ auf das Krankenblatt zu schreiben, wenn einer nur mit einem kräftigen Rausch ankam. Das war der ungeschriebene Wunsch der Verwaltung, damit die Kasse problemlos zahlte. Karo hielt sich an das, was sie feststellte.

In dieser Nacht war früh die komische Diva erschienen, die ihnen allerlei aus ihrer Karriere als Barsängerin vorsang. Sie schaukelte auf der Woge ihrer Promille und umarmte jeden Mann, der in ihre Nähe kam. „Oh du schöner Chef“, rief sie dem Internisten zu, „komm bei mir schlafen!“ Noch lange klopfte sie im Ausnüchterungsraum, dem ‚Aquarium‘, ihre Rhythmen an die Wand.

Da kam die zahnlose Alte, die seit sechs Jahren unter einem Brückenbogen hauste. Sie wollte nichts weiter, als sich wieder einmal richtig aufwärmen und ein bisschen gepflegt werden, dazu hatte sie sich Mut angetrunken. Sie war alles andere als verkommen und beklagte sich mit keinem Wort über ihre Lage. So war das Leben für sie nun einmal geworden. „Ich hab mich so gewöhnt.“

Auch der Orientierungslose war aufgetaucht, der auf irgendeine Weise immer wieder herfand. Wahrscheinlich hatte man ihn hier zum ersten Mal aufgenommen, und es gab in ihm eine Art Wünschelrute, die ihm den Weg wies. Er war Anfang dreißig, irrte in dem Krankenhausbereich, das sie ihm angezogen hatten, mit dem Wattebeutel zwischen den Beinen umher, halb Baby, halb Greis. Er hatte sich um den Verstand getrunken. „Der kann noch lange leben, nur sein Gehirn, aus dem wird nie wieder etwas Vernünftiges werden“, hatte ein Arzt Karo erklärt. Sie bewunderte die Frau des Alkoholikers, die ihn jedes Mal, wenn sie verständigt wurde, wortlos heimholte. Für sie musste es viel schlimmer sein als für ihn.

Erst wenige Minuten waren vergangen, als der Fahrer mit dem Rollbett eintraf. Ihr war die Zeit lang erschienen. Sie luden den Kranken um und deckten ihn zu. Es war ein Ungar, der ihn transportierte, er versah seit Jahren hier diesen Dienst. „Der junge Mann muss umkehren“, erklärte er, und als sie davonschoben, der Zivi neben ihm, hielt er dem noch einmal vor: „Umkehren muss der junge Mann.“ Er sprach auf seinen Begleiter ein, betrübt und väterlich, mal leise, mal laut, immer geradeheraus, das mochte sie an diesem aus Szeged hierher verschlagenen Menschen. Sie sah den beiden nach, während die sich auf dem langen Flur entfernten und am Ende rechts abbogen.

Sie musste auf einmal an den Jahreswechsel denken. Und dazu fiel ihr auch wieder ein, sie müsste nur noch zwei neue Kalender ausfüllen, bis das Feuerwerk in der Silvesternacht die ungeheure Zahl 2000 in den Himmel knallen würde. Ob dieser Alkoholranke, der sich wohl auch mit Tabletten kaputt machte, das Datum erreichen würde? Und was wäre mit ihr?

Sie würde, wenn alles gut ging, dann fertige Ärztin sein. Sie hatte vor, sich auf Krankheiten von Kindern und Müttern zu spezialisieren. Dass sie heiraten würde, konnte sie sich schwer vorstellen. Wünsche, die ihr unvereinbar erschienen, führten in

ihr ein eigenwilliges Leben. Karo war mit sich unzufrieden. Sie wusste, wie selten sie vollkommen in einem greifbaren Augenblick aufging. Immer hatte sie Vorbehalte, gegenüber Menschen und Dingen. Nur im Beruf konnte sie frei auf alle anderen zugehen, da brauchte sie keine Hülle.

Sie sah sich im Spiegel. Ihr Haar trug sie kurz geschnitten, damit es sie nicht bei der Arbeit störte. Immer war sie unterwegs. Sie war die eine in ihrem Zimmer, hoch über dem Kinderspielplatz, und sie war eine andere, wenn sie sich mit dem Fahrrad zum Krankenhaus aufmachte, es im Hof unter dem Regendach an ein Gitter schloss und eintrat auf ihre Station. Unterwegs war sie von der Uni zu Wohnungen, wo sie sich als Babysitterin etwas verdiente. Sobald Ruhe einkehrte, schlug sie ihre Bücher auf. Unterwegs war sie zum Paketamt, wo sie während der Semesterferien aushalf. Sie fuhr nicht oft nach Hause, nach Lübeck.

Wenn sie vor ‚ihrem‘ Krankenhaus ankam, wechselte sie gern die Eingänge, mal ging sie durch die Einfahrt zur Nothilfe, mal durch die Kinderchirurgie oder eines der Seitenportale. Gepflasterte Wege führten an Rasenflächen, Buschwerk und Bäumen vorüber. Vom Friseur bis zum Blumenladen, von Bücherei und Poststelle, Kasse und Kiosk bis zu Sozialdienst, Verwaltung und Kirchenräumen war alles Erforderliche vorhanden.

Die Stationen empfangen und entließen ihren Anteil an der Bevölkerung. Tag und Nacht wurde die Stadt durch Blaulicht und Signalhorn daran erinnert. Vor den Notarztwagen wichen alle zur Seite. Der Verkehrsstrom erstarrte und kam hinter dem vorüberjagenden Sanka wieder in Fluss. An den Toren der verschiedenen Kliniken, die alle zu diesem Komplex gehörten, nahm man Schwerkranke und Opfer von Unfällen auf den Rollwagen. Drinnen wurde geboren, gestorben, gewartet, geschrien, getrauert, geheilt und entlassen.

Es fiel Karo nicht schwer, mit Kranken sachlich umzugehen, und sie versuchte, ihnen Mut zu machen. Hässlichkeit stieß sie nicht ab, auch wenn sie vor Dreck, Eiter und Gestank manchmal ein Würgen ankam. Sie hatte mit diesen Menschen zu tun. Bald hatte sie den Eindruck, einige vertrauten ihr schon wie einer fertig ausgebildeten Ärztin, und das belastete sie eher. Viele Patienten brauchten mehr als nur körperliche Hilfe. Wenn sie mit anhören musste, wie sich manche Ärzte noch immer mit ihrem Latein über Kranke hinwegsetzten, hakte sie als Übersetzerin nach, wo es sich machen ließ.

Es gab auch Tage, an denen sie sich sorgte, sie wäre zu spät angekommen in ihrem Beruf. Einige, mit denen sie studiert hatte, machten eine Phase durch, in der sie Menschen als eine Chemiewerkstatt ansahen, mit auswechselbaren Bestandteilen. Wenn ihr das zu sehr in die Quere kam, gönnte sie sich einen freien Tag. Sie fuhr mit der Bahn südwärts, bis hinter dem Fenster Höhenzüge auftauchten. Sie stieg auf einen Berg und schaute weithin über Täler und Gipfel. Nach und nach nahmen die Dinge für sie wieder natürliche Formen an.

Karo dachte nicht mehr an den Patienten mit dem indischen Vornamen, als sie einige Tage später auf jene Intensivstation versetzt wurde. Eine andere junge Ärztin war dort ausgefallen. Zu den Aufgaben, die ihr übertragen wurden, gehörte es, einen leberkranken Alkoholiker zu betreuen, der in den Entzug gefallen war. Es handelte sich um Radji Osberg. Sein Zustand war instabil. Sie hatte sich nicht getäuscht: die Magenschleimhaut war chronisch entzündet. Er hatte zu vieles zu lange geschluckt, auch jede Menge Aufputzmittel.

Als Karo zum ersten Mal in das Zimmer trat, war sie überrascht, wie er sich dennoch schon verändert hatte. Sein Gesicht erschien ihr wie von innen durchkämmt. Er hatte sich vom Friseur, der auf den Etagen herumkam, rasieren lassen und schau-

te ihr verwundert aus tiefliegenden Augen entgegen. Sein Körper wehrte sich gegen das Ausbleiben der Rauschmittel, ein Prozess, der schubweise vor sich gehen musste, es war gerade ein klarer Moment.

„Sie sehen besser aus.“

„Als wann?“

„Bei der Einlieferung.“

„Davon weiß ich nichts.“

In den nächsten Tagen wechselte sein Zustand zwischen Schüttelfrost und Schweißausbrüchen, manchmal war er ansprechbar, dann wieder lief er rot an, ihm wurde übel, er erbrach ein Rinnsal und versank danach in ohnmachtsähnlichen Schlaf. Einmal sprang er auf, wollte heraus, rannte herum und verbreitete eine ungeheure Energie. Jedes Mal wenn Karo nach ihm sah, überlegte sie mit der Hand am Türgriff, was wohl gerade an der Reihe wäre. Bald würde er hier auf der Station nicht mehr zu halten sein, sondern auf die Psychiatrie verlegt werden müssen. Dann wieder brachte er es fertig, so geduldig dazuliegen, dass Ärzte und Schwestern es noch einmal mit ihm versuchten. Sein Befinden besserte sich, sobald seine Freundin auftauchte. Die wirkte einsichtig und ließ mit sich reden. Nun besuchte sie ihn jeden zweiten Tag. Karo kam gut mit ihr zurecht.

Außer Radji lag ein alter Mann in dem Zimmer, der hoffnungslos an einer Muskellähmung litt. Er war unfähig, ohne Maschine zu atmen. Das Sauerstoffgemisch wurde über den Luftröhrenschnitt in der Kehlmulde in ihn hineingepumpt. Seine Hände lagen auf der Decke, die Finger zu Krallen verkrampft. Vier weitere Schläuche ernährten und entsorgten ihn. Am Kopfende des Bettes blinkten Kontrollgeräte. Auf dem Krankenblatt wurden die Morphine notiert, die sie ihm in zunehmender Dosis gaben. Manchmal kam er zu sich und sah Karo erschrocken an. Seine Lippen saugten an der Schnutentasse, in der sie ihm Kaf-

fee hinhielt, immer nur einen Schluck. Er bewegte den Kopf und lispelte, sie verstand ihn nicht. Angehörige, auch ein Freund, besuchten ihn abwechselnd. Sie saßen stumm bei ihm, sagten etwas aufs Ungefähre, er nahm kaum teil. Einzig seiner Frau, die viel jünger war, gelang es, dass er sich äußerte. Sie hatte die Tastatur einer Schreibmaschine auf ein Blatt gezeichnet und buchstabierte mit dem Zeigefinger Fragen. Er antwortete ihr, indem er die Augen bewegte.

Der alte und der junge Mann lagen durch eine Spanische Wand voneinander getrennt. Doktor Steininger, der Stationsarzt, war für Karos Ausbildung zuständig. Er hatte erwähnt, dieser Vierundsiebzigjährige sei früher ein namhafter Strafverteidiger gewesen. Es könnten sich Journalisten für ihn interessieren. Sie solle außer den eingeführten Besuchern niemanden zu ihm hereinlassen. Noch Monate könne er in diesem Zustand leben.

Als wenn das Leben wäre, dachte sie.

Um Radji Osberg machte Steininger sich andere Sorgen. Er habe viele seinesgleichen als verlorene Leute auf und davon gehen sehen. Als sie Steininger zum ersten Mal traf, stand er im Flur und sprach mit einer Krankenschwester. Er machte ihr ein Zeichen, dass er gleich für sie bereit sei. Sie wartete ein paar Schritte entfernt und beobachtete ihn. Alles an ihm war weiß, auch das Gesicht und das Haar. Als er sich ihr zuwandte und ihr langsam entgegenkam, sah er aus wie ein wandelndes Stück Kreide, lang, dünn und bleich.

Solange er mit der Schwester geredet hatte, waren seine Worte von Kopfnicken begleitet gewesen, jedes Mal wenn er sich zu ihr hinunterbeugte. Als er vor ihr stand, fühlte sich Karo von seiner Länge herab besichtigt und doch freundlich begrüßt, wie sie es so nicht erwartet hatte. Er trug seine Locken länger als sie ihr glattes Haar. Seine Augen wanderten prüfend über sie hin, und die Gesichtsfalten bewegten sich mit, während er nun auch mit ihr sprach, indem er einzelne Wörter nickend betonte.

Er forderte sie auf, mit ihm zu kommen. Vor seinem Zimmer wartete eine Familie vom Land, und zunächst erlebte Karo, wie er auch die hineinbat, sie miteinander bekannt machte und sich mit dem Ehepaar und den beiden erwachsenen Töchtern über deren Vater und Großvater verständigte. Sie hatten ihn gerade wiedergesehen und fragten nur: wie lange noch? Als der Doktor ihnen das auch nicht sagen konnte, nur den unabwendbaren Verlauf bestätigte er, sahen sie ihn an, als schauten sie zugleich durch ihn hindurch. So blickten Bauern über ein Feld, das ein Unwetter vernichtet hatte. Da konnten sie nichts machen. Sie gingen eng beieinander hinaus, nicht ohne sich bei ihm noch einmal zu bedanken.

Karo und der Arzt blieben zurück. Sie saßen in dem schmalen Raum, in dem die Computergarnitur den Schreibtisch beherrschte. Im Regal erkannte sie die Rücken von Standardwerken der Inneren Medizin. Er fragte nach ihrem Woher und Wohin.

Sie sparte mit Auskünften über sich, soweit die nicht der Sache dienten. Steininger gefiel ihr. Sie schätzte ihn auf Mitte fünfzig. Seinen Kopf sah sie als Scherenschnitt vor dem Fenster. Dahinter schwarznasses Geäst, in Nebelschwaden eingehüllt. Ein großer Vogel schwang sich von einem Zweig auf und flog davon.

„Kennen Sie sich mit Alkoholikern aus?“

„Damit ist es nicht weit her.“

„Sollten Sie aber. Medizinisch ist es fast immer das gleiche und im Persönlichen beinahe jedes Mal anders. Natürlich führt der Zusammenbruch beim ersten Mal zu einem Schock. Da schwören die meisten ab. Nur stehen sie das später nicht durch. Wenn sie jung, begabt und sensibel sind, das gehört zum Traurigsten, was es gibt.“

Sie hatte den Eindruck, es sei ihm nie gelungen, Abstand zwischen sich und diese Patienten zu bringen, und es koste ihn

immer noch Mühe zu ertragen, was mit ihnen geschah. Er sprach leise. Er war der leitende Arzt, aufdrängen wollte er ihr nichts.

„Was wissen wir von den Leuten, die hier bei uns liegen? An ihren Hintergrund kommen wir nicht heran. Wenn sich die Fälle für uns wiederholen, heißt das nicht, dass die Menschen berechenbar werden.“

Steininger beurteilte die Dinge, als habe er sich von Gewissheiten verabschiedet und an ihre Stelle seine Geduld mit den Irrtümern gesetzt, die alles ärztliche Tun, also auch seines, auf Schritt und Tritt begleiten.

„Vielleicht bringen Junkies und Alkoholiker sich die Ausreden, die sie uns auftischen, gegenseitig bei. Sobald einer sich auch nur ein bisschen wieder obenauf fühlt, will er meist nichts anderes als hier raus. Sie wären nur eben mal schlecht drauf gewesen, erzählen sie. Eine plötzliche Kündigung, die Freundin abgehauen, die Mutter todkrank. Jetzt hätten sie wieder alles im Griff. Selbstbewusst verlassen sie uns. Wir können sie nicht aufhalten. Vielleicht hören wir später, wie rasch einer draußen wieder umgefallen ist.“

War er am Ende doch resigniert? Das hätte sie enttäuscht. Karo nahm an, er wolle sie auf die Realität vorbereiten. Ihr schien, sie entdeckte in ihm einen väterlichen Vorgesetzten, für den Autorität kein männliches Rollenspiel war.

„Geben Sie ihm eine Chance?“ „Das hängt von ihm ab. Von seiner Einsicht dürfen wir nicht zu viel erwarten, die ist dünnes Eis. Das Erste, was jede Sucht lähmt, ist die Entschlusskraft. Der Rückfall bleibt programmiert. Es gibt Ausnahmen, die stauen machen. Wir dürfen die Hoffnung nie aufgeben. Auch wenn wir nur Hilfspersonal sind bei der Anstrengung, die einer aufbringen muss, um sich da herauszuholen.“

Er schaute sie ruhig an. „Bei aller Sucht geht es um die Frage: Was macht es für einen Sinn, dass ich lebe und die Welt so

ist wie sie ist? Das hat auch etwas mit Glauben zu tun. Aber das Krankenhaus ist nicht die Kirche und die weiß bekanntlich auch wenig Rat.“

Steininger fuhr sich mit der Rechten über die Stirn, als wollte er Gedanken verscheuchen. „Sie werden schon sehen.“

Er setzte wieder an und erklärte ihr, bei dem neuen Patienten habe der kalte Entzug schneller eingesetzt, als sie einen Psychologen vom Institut hätten heranziehen können. Eigentlich sollten sie das bei Süchtigen rechtzeitig tun. Das habe auch Vorteile, weil die Verantwortung dadurch geteilt werde. So habe er das übernehmen müssen.

„Wenn Sie so weitermachen“, habe er ihm gesagt, „werden Sie sich umbringen“. Und er habe ihm eine Stunde gelassen zu überlegen.

„Danach hat er zugestimmt, dass wir mit der Behandlung auch einen medikamentengestützten Entzug machen. Der gehört eigentlich in eine spezielle Klinik und braucht therapeutische Begleitung. Aber die können wieder seine Leber nicht behandeln wie wir. Versuchen wir's. Das kann drei bis vier Wochen dauern.“

Steininger griff ins Regal, er holte einen Wälzer über Rauschdrogen hervor und drückte ihn ihr in die Hand. „Leih ich Ihnen.“

„Oh. Danke.“

Er sprach jetzt von anderen Patienten. Sie fragte das eine oder andere nach. Sie fühlte sich ihm anvertraut, und er schien das genau so zu sehen.

Karo bemerkte, dass ihm der Pickel neben ihrer Unterlippe auffiel und wohl auch, wie sie in ihrem Kittel hing. Nunja, sagte sie sich, dann weiß er eben, dass ich meine Tage habe. Diese mondsüchtige Zugabe der Natur machte ihr nun schon ihr halbes Leben zu schaffen. Sie hätte gern einmal, nur für ein Jahr, mit einem Mann getauscht.

Steinger kam noch einmal auf Radji zu sprechen: „Sehen Sie zu, wie weit Sie mit ihm kommen. Sie sind jung wie er. Vielleicht finden Sie einen Zugang zu ihm. Sie werden seine Freundin kennen lernen. Die hat nach ihm gesucht und wohl die Krankenhäuser durchtelefoniert, bis sie bei uns gelandet ist. Durch sie haben wir einiges über ihn erfahren. Sie hat auch den Vater verständigt. Generalkonsul ist der, in Bombay – für unser Land. Und der Sohn hat einen eigentümlichen Beruf: Tree Surgeon, Baumchirurg. Ich wusste gar nicht, dass es solche Leute gibt, die uns in Parks und Gärten Konkurrenz machen.“

Es widerstrebte ihr, etwas zu versprechen, von dem sie nicht wissen konnte, ob es für sie einzulösen wäre. Darum sagte sie nur: „Ich war in der Aufnahme, als sie ihn gebracht haben.“

Steinger wartete, ob sie noch etwas fragen wollte. Als sie ihm nur zustimmend entgegensah, war ihm das recht. Sie standen gleichzeitig auf. In der Tür gab er ihr die Hand.

„Wissen Sie, was marokkanische Schafhirten einander wünschen, bevor sie losziehen zu ihren Weidegründen?: ‚flaches Land und gute Verwandte!‘ Beides könnte der junge Mann jetzt brauchen.“

Nachbemerkung

Es gibt Zahlen, deren Ausmaß und Bedeutung für das Leben unzähliger Menschen kaum vorstellbar sind. Dazu gehört für mich die Mitteilung der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen, dass es in der Bundesrepublik 8 Millionen Angehörige von Suchtkranken gibt. Als Sucht auch in meinem Lebenskreis einschlug, habe ich versucht zu verstehen, was es da zu verstehen gibt. Das ist mein Motiv, von Süchtigen zu erzählen und von denen, die an ihnen hängen. Die Personen und Schauplätze dieses Romans sind nicht im tatsächlichen Leben auffindbar. Und doch sind sie auf eine übertragene Weise authentisch.

D. L.